

Beni, der Tor [Schluss]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beni, der Tor.

Erzählung von Lija Wenger, Delsberg.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Beni mochte nicht mehr essen, so schwer fiel ihm der Gedanke aufs Herz, daß sein einziger Freund fortwolle. Er schlich sich ihm auf die Stube nach und hörte erschreckt und betrübt sein Toben und Fluchen an.

„Heute abend noch reise ich nach der deutschen Schweiz,“ sagte Georg; „kommst du auf die Bahn?“
„Natürlich!“

Als Georg, ohne dem Meister anders Lebewohl zu sagen, als daß er seinen Lohn von ihm begehrte, das Haus verließ, begleitete ihn Beni durch den Garten bis zur Landstraße und trug ihm noch eine Weile seinen Reisejäck. Endlich blieb er stehen und gab Georg die Hand.

„Lebwohl, Georg!“

„Lebwohl, Beni! Und da habe ich noch etwas für dich. Du hast mir immer viel Geld geliehen, und ich habe es dir nie zurückgegeben. Da hast du, was ich dir schuldig bin. Aber sage niemand etwas davon; man könnte dich darum betrügen!“

Beni wollte das Geld nicht nehmen; aber Georg drang in ihn und drückte ihm das schwere Päcklein in die Hand.

„Nimm's, nimm's; es gehört dir! Es ist dein Geld!“ Endlich steckte Beni es ein. „So lebwohl, Beni, bleib gesund!“

Beni drückte die dargebotene Hand und ging dann langsam auf der staubigen Landstraße zurück, den Kopf gesenkt, das Herz schwer und bedrückt. Nun hatte er niemand mehr. Er kam sich so allein vor wie noch nie. Mit einer schier nicht zu überwältigenden Sehnsucht dachte er an daheim.

In seiner Stube angekommen, legte Beni das Päcklein mit dem Geld, ohne es auch nur zu öffnen, in seinen Schrank und setzte sich ans Fenster.

Es schien ihm, als höre er das Rauschen des Flusses, an dem er mit Meieli geseffen, und das Summen der freundlichen Bienen, das sich mit dem schrillen Zirpen der Grillen und dem Jubilieren der Vögel vereinigte. Es schien ihm, als zöge der Duft von frischem Honig und reifen Äpfeln an ihm vorbei, als vernehme er das Scharren des Viehs im Stall und das Klirren von Bärts Kette. Ein heftiges Heimweh erfaßte ihn. Heim! Heim! Und Züf'ss Kranzen am Kopftüchlein wieder tanzen sehen, des Vaters Tabak riechen! Heim zu Meieli, heim zu seinem Garten! Beni legte den Arm auf den Fenster Sims und den Kopf darauf. So blieb er lange. Dann ging er müde zu Bett.

* * *

Vor der Gärtnerei Simon standen viele Leute und warteten. Die Schulbuben, die daran vorbeimusteten, die Marktweiber, die von der Stadt kamen und ihre alten wackligen Kinderwagen voll Gemüse vor sich herstießen, ein paar Velofahrer, Fußgänger, ein jeder stand still, drängte sich in die Nähe der offenen Gartentüre und fragte: „Was gibts?“ Aber niemand konnte genaue Auskunft geben.

„Es wird einer verhaftet!“ Das wußten sie alle; denn sie hatten den Landjäger mit zwei Herren hineinsehen sehen, und neben dem Garten, etwas abseits,

stand der dunkelgrüne, verschlossene Gefangenenwagen. Man bemerkte auch, wie die Burschen, die im Garten gearbeitet, ins Haus sprangen, wie Mägde treppauf und -ab liefen, man sah Gestalten in der Stube sich bewegen, hörte zorniges, drohendes Reden, leises Antworten, Rufe, kurz, den ganzen, schauerlichen Lärm, der in einem Haus entsteht, wenn die Gerechtigkeit sich eines seiner Bewohner bemächtigt.

Beni stand, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, mit hängenden Armen vor den vielen Menschen, die mit Fragen, Beschuldigungen und Drohungen auf ihn einbrangen. Er ließ seine blauen Augen hilflos herumirren und blinzelte unaufhörlich vor Scheu und Aufregung. Er wußte gar nicht, was die Menschen alle wollten.

Auf dem Tisch lagen neben dem zerrissenen Briefumschlag, in den sie eingewickelt waren, die zweihundert Franken, die Georg Beni gegeben und die er nicht einmal gezählt hatte. Daneben lagen die beschriebenen Bogen, auf die Beni den Namen des Meisters unzählige Male gekritzelt hatte, und die Rechnung, die er geschrieben und mit Simons Unterschrift versehen. Der Gärtner nahm sie vom Tisch und zeigte sie den Umstehenden.

„Da! Da! Der schlechte Kerl, der miserable!“ schrie er. „Darauf hat er seine Übungen gemacht! Herr von Belmont hat ihm das Geld durch den Diener geben lassen. Zweitausend Franken hat der Schutz bei Seite gebracht. . . Wo sind sie?“ brüllte er, auf Beni eindringend, der den Kopf bei Seite bog.

„Herr Simon,“ sagte einer der anwesenden Herren, „hier ist nicht der Ort zu Ihren Beschuldigungen! Das wird alles der Untersuchungsrichter zu fragen haben. Ich bitte Sie, uns alles auszuhändigen, was als Beweismaterial dienen kann. Die Namen der Zeugen habe ich notiert. Meier,“ wandte er sich an den Landjäger, „führen Sie den Gefangenen fort!“

„Nein!“ schrie Beni. Aber der Mann packte ihn am Arm und zog ihn mit sich. Hinter ihnen gingen die Herren vom Gericht und stampften Simon und seine Frau, die Gärtnergesellen und Mägde die hölzerne Treppe hinunter, durcheinander fluchend und scheltend.

„Sie kommen! Sie kommen!“ ging es draußen durch die Reihen der Wartenden.

Die Schuljugend kletterte auf den Zaun, die Weiber und Männer drängten sich zur Türe, einander tretend und stoßend, um besser zu sehen, und zeigten mit ausgestrecktem Finger auf den traurigen Zug, der sich zwischen den bunten Blumen vorwärtsbewegte.

„Der ist's! Der erste, der neben dem Landjäger geht! Er hält ihn am Arm! Je, das ist ein Junger! Was hat er gemacht?“ Laut und schonungslos fragten und redeten die Leute.

Nähe am Zaun hing eine kleine Sonnenblume in den Weg hinein. Beni bückte sich, brach sie und behielt sie krampfhaft in der Hand. Seine hellen blauen Augen hatten einen solchen Ausdruck von Angst und Verzweiflung und hasteten so hilflos auf den ihn anstarrenden Gesichtern, daß die Schreier und Neugierigen, als er an ihnen vorüberzog, einen Augenblick schwiegen.

Beni wurde in den Gefangenenwagen gestoßen, der Landjäger stellte sich hinten aufs Trittbrett, und der Wagen rollte davon. Die beiden Herren vom Gericht gingen langsam der Stadt zu, den Fall besprechend. Die Gärtnerburschen und Mägde blieben auf der Straße bei den Leuten stehen.

„Habt ihr gesehen, wie er eine Sonnenblume mitnahm?“ fragte eine Frau. „Ein ganz Schlechter kann er nicht sein!“ Da wandte sich einer der Gärtner gegen sie.

„So, kein Schlechter? Und hat eine falsche Rechnung gemacht und sie mit des Meisters Unterschrift als Quittung versehen, hat das Geld einkassiert und versteckt, einen kleinen Teil in seinem Schrank. Ist das schlecht oder nicht?“ Ein Durcheinander von Stimmen antwortete. Das Entrüstungsgemurmel schwoll an. Laute Rufe erhoben sich. „Schuft! Schurke!“ tönte es da und dort.

„Jetzt sagt er,“ fuhr der Bursche fort, „er habe das Geld dem Georg gegeben, der damals noch hier arbeitete!“ Die Menge stand im Kreis um den Erzähler herum, gespannte Neugier auf allen Gesichtern.

„Und die Rechnung mit der falschen Unterschrift hat er geschrieben; das gibt er zu; aber er sagt, er hätte das zum Spaß gemacht!“ Zohleind lachten die Zuhörer.

„Zum Spaß ist gut! Und geht nachher und holt sich das Geld! Spaß ist sehr gut!“

„Solche Späße möchte ich auch machen können!“ Sie heßten das Wort zu Tode.

„Wo ist denn der andere? Der hat vielleicht geholfen oder den Jungen angestiftet!“ versuchte einer den Dieb zu entschuldigen.

„Geholfen? Der Georg? Das ist jetzt leicht zu behaupten, hinterher, wo der Georg fort ist! Das war ein anderer als der Duckmäuser! Und dann hat ja Beni das Geld vom Diener angenommen und zweihundert Franken in seinem Schrank gehabt! Das sei ihm der Georg schuldig gewesen, sagt er . . .“

„Ich meinte nur,“ sagte schüchtern der Verteidiger von vorhin und schämte sich, daß er einen solchen Kerl hatte verteidigen wollen.

„Der Beni ist von jeher ein Scheinheiliger gewesen. Nichts hat er mitgemacht, immer ist er allein gewesen. Da hat er seine schönen Pläne ausgebrütet!“

„Ja, das sind die rechten, die immer daheim hocken und tun, als ob sie nicht drei zählen könnten!“ schrie einer aus der Menge.

„Zwei Jahre Zuchthaus sind ihm sicher!“ sagte noch wichtig der Gärtnerbursche; dann ging er ins Haus zum Essen. Darauf zerstreuten sich seine Zuhörer.

Beni saß wie betäubt in dem Wagen, der eben mit Gerassel über das Pflaster der Stadt fuhr.

Das war alles über ihn gekommen wie ein Gewitter, von dem man nicht begreift, wie es am heiterhellen Tag aufziehen konnte, und dem man standhalten muß.

Man hatte ihn aus dem Garten geholt, hatte ihm eine Menge Fragen gestellt, die wie ein Hagelschauer über ihn prasselten und die er erschreckt und ungehört beantwortete. Man hatte dann sein Bett, seinen Schrank, seine Kleider durchsucht nach dem Geld, von dem er doch nichts wußte, und hatte höhnisch gelacht, als er behauptete, Georg habe ihm die zweihundert Franken gegeben, die man bei ihm gefunden.

„Wer hat die falsche Rechnung geschrieben?“

„Ich.“

„Wer hat die Versuche gemacht mit Simons Namen?“

„Ich.“

„Wer hat die Rechnung überreicht?“

„Ich.“

„Wer hat das Geld in Empfang genommen?“

„Ich.“

Das genügte doch wohl, um Beni zu verhaften.

Daß er sich wehrte, leugnete, log, es dem andern, der sich nicht verteidigen konnte und dessen Aufenthalt er nicht kannte, in die Schuhe schob, war selbstverständlich. Das waren die Herren vom Gericht längst gewohnt; der „Große Unbekannte“ war ihnen ein guter Freund.

Daß Beni nichts Böses nachgesagt werden konnte, daß keiner etwas besonders Nachteiliges über ihn wußte, war kein Beweis und wollte nicht viel sagen. Viel Gutes wußte man auch nicht; niemand mochte ihn recht.

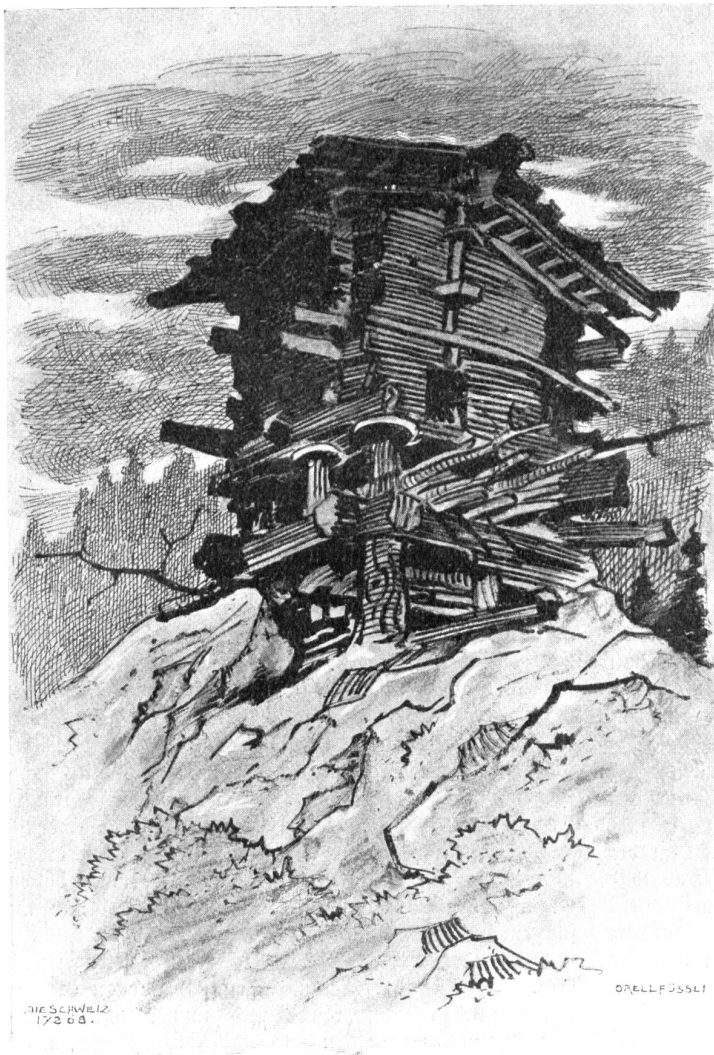
Die Sache war klar, sonnenklar, und Beni mußte in die Untersuchungshaft, er, dem schon eine Stube mit geschlossenen Fenstern ein Gefängnis war.

Er stand den ganzen Tag neben dem kleinen vergitterten Fenster und starrte hinaus und sann und sann. Er wußte selbst nicht mehr, wie alles so gekommen. Er konnte sich gar nicht mehr recht besinnen. Alles kam ihm durcheinander. Er hatte doch Georg das Geld gegeben? Und der hatte es doch dem Meister gegeben? Und die zweihundert Franken hatte er doch beim Abschied von Georg bekommen? Das war doch alles sicher, das wußte er ganz genau. Warum lachten denn die Herren so höhnisch, wenn er es sagte? Und warum glaubten sie ihm nicht, wenn er erzählte, daß er und Georg an einem Sonntag Schreibversuche gemacht hätten? Es war doch so gewesen. Oder nicht? Doch, es war so gewesen. Beni sann und sann.

Die Lage im Gefängnis konnte er ertragen; da konnte er seine Zeit herumbringen. Aber wenn es dämmerte und so grau wurde und immer dunkler und dunkler und er so allein und eingeschlossen war, wurde es schrecklich. Angst und Sehnsucht packten ihn, eine qualvolle Unruhe ergriff ihn, die Wände schienen ihm näherzukommen und ihn erdrücken zu wollen. Dann war es ihm, als habe er hinten am Kopf eine eiserne Klammer, die ihn presse und ihn am Denken hindere. Er kroch dann ins Bett, steckte den Kopf in die Kissen und versuchte zu schlafen; doch fand er oft lange den Schlaf nicht. Er mußte sich immer besinnen, ob es so gewesen, wie er gesagt, oder so, wie die Herren vom Gericht gesagt. Er wußte es gar nicht mehr recht.

Man hatte ihm auf seine Bitte Papier und Tinte gegeben. Auch Bücher konnte er haben, soviel er nur wollte, und ein Glas hatte er vor sich stehen mit der Sonnenblume darin. Sie fing aber schon stark zu welken an, und Beni war bange, daß es bald aus sein möchte mit ihr. Mit ängstlicher Freude hing sein Herz an der Blume.

Er hatte einen langen Brief nach Hause geschrieben. Sechs oder acht Mal arbeitete er daran. Er erzählte denen daheim, wie es ihm ergangen und daß er hinter einem vergitterten Fenster sitze und nicht hinausdürfe. Und daß er hoffe, die Adresse Georgs zu erhalten; der habe sie ihm versprochen. Dann wolle er Georg alles



Heustabel bei Matten im Lötschthal.
Nach Originalzeichnung von Jakob Billeter, Basel.

schreiben, und der werde den Herren vom Gericht schon erzählen, wie die Sache gekommen sei. Und sie möchten ihm doch von daheim schreiben; er habe so Heimweh...

Züsi war allein zu Hause, als der Briefträger drei Briefe brachte, einen von Beni und zwei große gelbe, auf denen gedruckt stand: Amtlich. Oben stand in großen Buchstaben: Strafgericht. Einer der gelben Briefe war an Hansjakob adressiert und einer an Jungfrau Susanna Ehrlich. Das war sie, Züsi, selber.

Züsi schüttelte den Kopf. Was hatte sie oder irgend jemand auf der Blummatt mit der Polizei zu tun? Sie nahm eine Haarnadel aus ihrem dünnen Zöpflein, wuschte sie, da sie sich fettig anfühlte, erst mit der Schürze ab und schnitt damit den gelben Brief auf.

„In Sachen Johannes Simon gegen Benjamin Ambühl,“ las sie langsam. Dann wieder: „Wegen Unterschlagung...“ „Als Zeuge zu erscheinen aufgefordert...“ Darunter ein Gekrizel und daneben ein mächtiger Stempel und ein paar schwarze Hände, die auf einen Nachsatz deuteten, der unten an der Seite stand.

„Um Gottes willen, was soll das bedeuten!“ Ihre Knie zitterten. Sie faltete das Papier zusammen und steckte es wieder in den gelben Umschlag.

„Was wollen jetzt die?“ Zeuge sollte sie sein? Etwa gegen ihren Buben? Wohl, denen vom Gericht wollte sie! So ein Kind wie der Beni, der keinem Tierlein etwas zuleid tut! Die sollten ihr kommen!“ Sie schalt vor sich hin; aber es war ihr wenig wohl bei der Sache.

Hansjakob war mit Benz und dem Karrer und Melcher draußen auf dem Feld; die kamen nicht so bald nach Hause. Züsi mußte also warten, und den dicken Brief von Beni durfte sie auch nicht aufmachen, weil er an Hansjakob gerichtet war.

Endlich hörte sie die Schritte der Heimkehrenden. Sie winkte Hansjakob mit gekrümmtem Finger schon von weitem und brachte ihm Benis Brief und den im gelben Umschlag entgegen.

„Er ist nicht für dich,“ sagte sie barsch, als Meieli ihr den Brief aus der Hand nehmen wollte. „Es steht etwa nicht viel Gutes darin!“ wandte sie sich dann an den Bauer, der in die Stube gegangen und sich bedächtig mit den Briefen in den alten Großvaterstuhl gesetzt hatte. Verwundert sah er auf.

„Wie weißt du das?“ Züsi zeigte auf ihren Umschlag.

„Lies!“ Sie blieb vor Hansjakob stehen und wartete, die Fäuste in die Hüften gestemmt.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis der Bauer endlich die Hand mit dem Brief fallen ließ.

„Das ist jetzt eine schöne Geschichte!“ sagte er mühsam, und die Falten in seinem Gesicht vertieften sich, und die Lederhaut wurde fahl. „Unser Bub sitzt im Gefängnis!“

Meieli, die ebenfalls darauf gewartet hatte, zu hören, was der Brief enthalte, schrie laut auf.

„Was? Im Gefängnis? Um Gottes willen, was hat er denn gemacht?“

„Nichts hat er gemacht,“ schnauzte Züsi; „das könntest du wissen!“ Meieli sah Hansjakob an.

„Er soll gestohlen haben, oder so etwas. Ich verstehe es nicht recht. In vierzehn Tagen muß ich nach Genf zur Zeugenschaft...“

„Ich auch. Als seine Pflegemutter, sagen sie. Jesus Gott, vor Gericht bin ich auch noch nie gewesen! Und jetzt gilt's unserm Buben. Die Hunde die!“ Zornig ging sie hinaus, um den Kaffee hereinzuholen.

Indessen ging Hansjakob ruhelos in der Stube auf und ab. Daß Beni nicht stahl, wußte er. Aber wie mochte das alles zugegangen sein? Aus Benis Brief erfuhr er nur, daß man ihn beschuldigt habe und daß er das Geld nicht genommen; aber klug konnte Hansjakob daraus nicht werden. Er ging vom Fenster zur Türe und von dort zum alten Schrank und wieder

zum Fenster. Ohne zu wissen, was er tat, stellte er da einen Stuhl zurecht und dort einen, schob ein paar Schuhe unter den Ofen, alles, ohne daß er sich dessen bewußt war. Dann setzte er sich in großer Unruhe an den Tisch, stützte die Arme darauf und legte den Kopf auf die gefalteten Hände.

Während dem Essen sagte er kein Wort und seufzte nur schwer von Zeit zu Zeit. Benz, der durch Züsi wußte, was gegangen, seufzte auch und sah mitleidig zum Bauern hinüber oder zornig vor sich hin und ballte die Fäuste. Die sollten ihm kommen! Wo hatten denn die vom Gericht den Verstand? Konnten denn die es nicht auf Benis Gesicht lesen, daß er unschuldig war wie ein neugeborenes Kind? Dazwischen aß der alte Knecht hastig seine Röstli und klapperte laut und aufgeregt mit dem Löffel.

Meieli weinte. Der Karrer und der Wagenmacher, der auf der Stör war, machten große Augen; denn sie wußten noch nicht, um was es sich handle.

Bis spät in die Nacht saßen Züsi und Hansjakob zusammen in der Stube und werweiseten, wie sie Beni am besten helfen könnten. Mit Seufzen und Stöhnen machte die alte Haushälterin ihre Vorschläge, schwer bedrückt Hansjakob die seinen. Sie kamen nicht weit und beschlossen, am übernächsten Tag nach Genf zu reisen, um Beni zu sprechen und zu hören, was sich machen lasse. Die zwei Tage bis zur ersten Gerichtssitzung würden sich in Genf schon erleben lassen.

Meieli weinte in einem fort, und es schüttelte sie, wenn sie daran dachte, daß Beni, der im Gefängnis saß, ihr Mann werden sollte. Darum schlief sie aber doch die ganze Nacht.

* * *

In Benis Zelle stand ein großer Korb auf dem Tisch, den Züsi eingepackt und mitgebracht hatte. Beni saß zwischen ihr und dem Vater und hielt beider Hände krampfhaft fest.

„Meinst du nicht, der Georg habe das Geld genommen?“ fragte Hansjakob. „Sag' doch das recht vor Gericht! Der hat's genommen, zähl' darauf!“

„Ach, Vater,“ sagte müde Beni, „was denkst du! Der Georg war ja mein liebster

Freund, der einzige Mensch, der sich hier um mich gekümmert hat!“

„Er hat vielleicht nur so getan und das Geld doch genommen!“ Ganz verständnislos für diesen Gedanken sah Beni auf und schüttelte den Kopf.

„Aber wo ist dann das Geld, wenn du es nicht hast und er es nicht hat?“

„Ich weiß es nicht.“ Beni ließ den Kopf auf die Brust sinken. „Ich kann mich nicht mehr besinnen. Je mehr ich darüber nachdenke, um so weniger weiß ich, und wenn sie mich vor Gericht fragen: ‚Hast du das oder das getan? Ist es so oder so zugegangen?‘ so scheint es mir, es sei alles so, wie sie sagen.“

„Aber Bub,“ jammerte Züsi, „du rennst ja in dein Unglück! Der Georg ist's gewesen, zähl' drauf! Und sag's doch recht, wenn sie dich fragen! Sonst nehmen sie dich und stecken dich ins Loch. Bübli, denk doch auch!“ Aber Beni schüttelte den Kopf.



Kapelle in Ried (im Löttschtal) mit Blick auf die Bietschhornabhängen.
Nach Originalzeichnung von Jakob Willeter, Basel.

„Ach nein, Züsi, der Georg ist es nicht gewesen!“ Die Sonnenblume stand noch immer im Glas auf dem Tisch. Aber die fröhlichen gelben Blättlein waren zusammengerollt, und die Blume hing traurig am Stengel und verbreitete einen fauligen Geruch.

Beni schwieg. Die zwei Alten schwiegen auch. Endlich sagte Beni: „Erzählt mir von daheim!“ Da packte Züsi ihren Korb aus, Wurst und Käse, Frühbirnen und eine schöne Scheibe Honig. Als Beni sie sah, fing er zu schluchzen an.

„Geht's gut mit den Bienen?“ stammelte er. Dann verlangte er, von Meieli zu wissen, fragte aber gleich wieder nach dem Garten, den Lauben, nach Bári und immer wieder nach dem Garten. Hansjakob erzählte, und Züsi unterbrach ihn beständig, um ihn zu verbessern.

Da kam der Schließer herein und bedeutete die Besucher, daß es Zeit sei, sich zu verabschieden. Mit einem schweren Seufzer ließ Beni des Vaters Hand fahren.

„Wir kommen morgen wieder zu dir, wenn wir dürfen,“ sagte Züsi und streichelte Benis Haare, eine Liebkosung, die der Pflegmutter sonst ihrer Lebtag nie eingefallen. Das Mitleid gab sie ihr ein.

Sie kamen noch zweimal vor den Gerichtsverhandlungen und versuchten Benis Argwohn gegen Georg zu erregen, nahmen sich auch vor, am Gerichtstag nicht damit hinter dem Berg zu halten. Aber Beni war so einfach in seinen Anschauungen, daß er keine sich kreuzenden Gedanken zu hegen vermochte. Bei ihm ging alles schnurgerade seinen Weg. Georg meinte es gut mit ihm. Georg war sein Freund. Also hatte er ihm auch nichts zu Leide tun können.

Das erste öffentliche Verhör war vorüber. Beni hatte so unsicher und verworren geantwortet und so ganz gegen seinen Vorteil geredet, hatte sich von jeder Frage einschüchtern lassen und sie gar nicht oder ungeschickt beantwortet, daß gar kein Zweifel über seine Täterschaft aufkommen konnte.

Die Frage war aufgeworfen und erörtert worden, ob Beni in Georg einen Mitschuldigen gehabt habe und ob vielleicht der junge Gärtner der Erfinder der ganzen Sache gewesen sei. Benis Verteidiger hatte diese Möglichkeit als Tatsache dargestellt; aber Benis Ungeheuer und kindliche Harmlosigkeit, die jede Schuldfrage Georgs verneinte, hatte das kunstvolle Verteidigungsgebäude des scharfsinnigen Advokaten zerstört. Die Nachforschungen nach Georgs Aufenthaltsort waren vergebens gewesen, die Zeugen hatten alle zu Georgs Gunsten ausgesagt, und so war der Verdacht, Georg sei der Täter gewesen oder der Anstifter, fallen gelassen worden.

Darauf war von der Verteidigung Benis Zurechnungsfähigkeit angezweifelt worden, und die Zeugnisse von verschiedenen Leuten aus Benis Heimatgemeinde und des Pfarrers wurden verlesen. Sie lauteten ungleich. Der Pfarrer verneinte, daß Beni unzurechnungsfähig sei oder auch nur schwachsinzig. Er beschrieb aber seine Eigenart, sein weltfremdes Wesen, gab die Möglichkeit zu, daß Beni etwas Gesekwidriges tun könnte — namentlich auf Anstiften eines andern — ohne im geringsten gewußt zu haben, daß er unrecht tue, und schloß damit, daß man Beni schon in der Schule den „Toren“ genannt. Die Bauern schrieben kurz, Beni sei immer ein „Aparter“ gewesen, ein „Späfiger“, ein „Halbverrückter“ und ein „Bsonderbarer“. Etwas Schlechtes wußte niemand von ihm, er habe auch niemand etwas zuleide getan.

Hansjakob und Züsi waren vernommen worden. Des Vaters würdige Verteidigung, sein Versuch, das Wesen des Sohnes zu erklären, hatten den günstigsten Eindruck gemacht. Züsis hitzige Abwehr, die sich ohne Scheu vor den Menschen im Saal in hef-



Sten (zuletzt im Döschtal) mit Blick auf das Döschtaler Weithorn.
Nach Originalzeichnung von Jakob Biller, Basel.

tigen und rührenden Worten Lust machte, hatte wohl ein Lächeln bei den Richtern und dem Publikum hervorgerufen, aber doch ihre Wirkung nicht verfehlt.

Das Gericht beschloß, Beni in eine Irrenanstalt zu bringen, wo er zwei Monate lang den Ärzten zur Prüfung unterstellt werden sollte, und erst nachher ein endgültiges Urteil zu fällen.

Beni wurde also aus dem Untersuchungsgefängnis in das Irrenhaus gebracht. Dort wurde er beobachtet, und fast täglich auf seine Geisteskräfte geprüft. Er durfte im Garten frei herumgehen und lebte unter den Blumen. Er gesellte sich zu den Gärtnern und half ihnen bei ihren Arbeiten, band Sträuße für die Anstalt und benahm sich so anständig, daß die Ärzte, nachdem sie mit den Gärtnern geredet, die Köpfe schüttelten.

„Der kennt jede Blume und jede Pflanze, besser als unsereiner,“ erklärte der Obergärtner; „er weiß, wo sie herkommen und was sie zu ihrer Existenz brauchen. Der kann einen ausgelernten Gärtner lehren!“

So wurden Benis Kenntnisse und Intelligenz scharf unter die Lupe genommen; aber das, was der Grund seines ganzen Wesens war, die Triebfeder seines Handelns, die Einfachheit seines Gemüts, die poetische, weltfremde sensible Veranlagung, der Mangel an Menschenkenntnis und die Unmöglichkeit, an Böses zu glauben, das alles konnten die Ärzte nicht sehen, fühlten es auch nicht heraus, und so wurde ihr Urteil notgedrungen ein nur äußerlich richtiges und Benis Verderben.

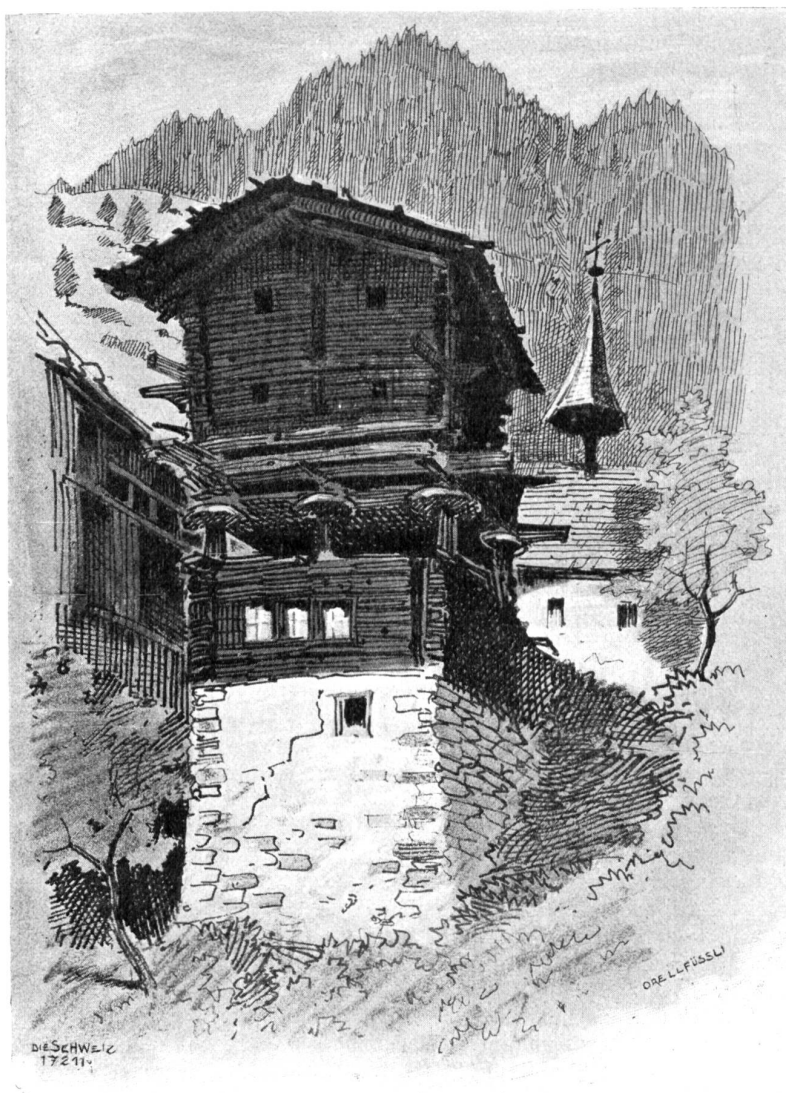
„Leicht herabgeminderte Zurechnungsfähigkeit, die sich schon gezeigt, als Angeklagter noch in die Schule ging und in einem Trieb zur Einsamkeit und in Absonderlichkeiten sich geäußert habe, sonst normal!“ lautete es.

Beni wurde unter Zubilligung mildernder Umstände zu dreizehn Monaten Zuchthaus verurteilt.

* * *

Ueber der Blummatt mochte die Sonne scheinen, so hell und so warm sie wollte, sie drang doch nicht durch die graue schwarze Wolke, die über den Menschen, die darin wohnten, lagerte. Ein drückendes, lähmendes Gefühl wich nicht von ihnen, etwas, was sie über der Arbeit und beim Schlafen vergaßen, was aber immer wieder wie ein Gespenst vor sie trat, mit ihnen aufstand und sich mit ihnen zu Tisch setzte: Der Beni sitzt im Zuchthaus! Unser Beni, der „Blüemeler“, sitzt im Zuchthaus!

Hansjakobs Bartstoppeln lagen grau auf der fahlen



Wohnhaus mit Stadel in der Nähe von Binn (Binnental).
Nach Originalzeichnung von Jakob Billeter, Basel.

Wange, und Gram und Kummer hatten ihre Spinnweben über seine klaren Augen gelegt. Züfis Herz war verbittert, und wenn sie vor sich hin redete, laut und häßig, so galt es den Herren von Genf und dem Dieb des verlorenen Geldes, und einen Tag wie den andern rief sie Gottes Gericht auf ihn herunter. Sie und Hansjakob trösteten einander und halfen sich gegenseitig auf den Tag warten, an dem Beni wieder auf der Blummatt sein würde.

Meielis Frohsinn lag auch darnieder. Es war aber noch etwas anderes, was sie drückte, als nur das Bewußtsein, daß der, den sie hatte heiraten wollen, im Zuchthaus saß. Ihre kindlich-freundlichen Gefühle für Beni waren erloschen; sie fürchtete sich vor seiner Heimkehr, aber nicht allein um des armen Menschen willen, sondern weil sie mit Sami, dem Karrer, ausgemacht hatte, daß sie sich heiraten wollten.

Züfi hatte schon manche Bemerkung fallen lassen,

die Meieli zeigte, daß die Alte ihre Augen offen halte und darüber wache, daß Benis Rechte nicht angetastet würden. Auch wußte Meieli nicht, wie Hansjakob es aufnehmen würde, daß sie, die doch wie eine Tochter auf der Blummatt gehalten wurde, nun nichts mehr von Beni wissen wolle.

Als der Bauer einmal eine Bemerkung machte, die auf Meielis und Benis Verlobung deutete, faßte sie sich ein Herz und sagte Hansjakob unter vielen Tränen, wie es ihr zu Mut sei, daß sie gar nicht gewußt, was Liebe sei, ein Kind gewesen, sich vor Beni fürchte, daß sie den Karrer heiraten wolle, wenn er genug habe, um eine Nacht zu übernehmen; Samis Vater wolle ihnen helfen.

Schweigend, ohne Meieli zu unterbrechen, hatte Hansjakob zugehört. Es war ihm nichts Neues, was er da hörte, er hatte es kommen sehen; aber nun, da Meieli es unumwunden aussprach, tat es ihm doch weh. Also sein Bub war abgetan! Die Beni aus Armut und Dienstbarkeit auf den schönen Hof verpflanzt hatte, die schob ihn nun bei Seite! In Gottes Namen! Es ging zum andern.

„Ich kann dir heute nicht auf das alles antworten,“ sagte Hansjakob zu dem Mädchen, das angstvoll gewartet hatte, wie ihre Mitteilung aufgenommen würde. „Grad gleich ist mir das nicht. Und wenn der Beni noch an dir hinge wie damals, so ließe ich es nicht so ohne weiteres gehen. Aber er denkt an nichts mehr, als daß er wieder hinausdürfe an die Sonne und wieder einen Garten sehen und Blumen. Er hat nie mehr nach dir gefragt. Nach niemand mehr. Ich will mich besinnen wegen deiner. Morgen gebe ich dir Antwort!“

Meieli war froh, so davongekommen zu sein, und ging zu Sami in den Stall, um ihm zu erzählen, was der Vater — sie nannte ihn schon lange so — gesagt habe. Benz, der nebenan Mist führte, hörte es. Er kam unter die Stalltür.

„Du bist mir auch nicht viel besser als ein Mönchli,“ rief er giftig. „Unser Bub sitzt im Loch, und du läufst einem andern nach! Pfui Teufel!“ Er lud seinen Mist auf die Gabel und leerte ihn in den Schubkarren, daß die braunen Tropfen herumspritzten. Benz war aller Humor abhanden gekommen; der Beni war ihm eben fast wie sein eigener Sohn.

Schwer trug Züsi an Meielis Untreue. Tagelang jagte sie kein Wort zu ihr. Wie eine Löwin, der man ihr Junges nehmen will, war sie aufgefahren, als Hansjakob ihr sagte, das Mädchen wolle den Karrer heiraten.

„Und Ihr jagt es nicht vom Hof, Hansjakob? Keine Stunde länger sollte sie hier mein Brot essen, wenn ich zu befehlen hätte! Das Bettelmenich ist noch lange nicht zu gut für unsern Buben!“

„Was nützt es, da etwas erzwingen zu wollen, Züsi? Mit unserm Buben ist es aus. Er hat nie mehr auch nur nach ihr gefragt. Ich werde alt und du auch. Wer weiß, wie lange wir es noch machen! Mich hat das Unglück z'weg genommen; zehn Jahre hätten es nicht so gekommt. Daß der Hof dem Beni verbleibt, dafür will ich sorgen. Aber sonst wollen wir die Jungen machen lassen; wer freut sich sonst noch auf der Blummatt?“

Züsi fügte sich, aber nicht ohne Knurren. Unsanft kesselte das Geschirr manchen Tag in der Küche herum. Meieli wurde angeschmault oder gar nicht angeredet, und wenn Züsi nicht Benz gehabt hätte, um sich auszuschnähen, so hätte es ihr leicht auf die Galle schlagen können . . .

Als ein Jahr vergangen und der Sommer gekommen war, freute sich wieder jemand auf der Blummatt, und das war der Beni selber.

Ein wohlthätiger Schleier verhüllte ihm, was er gelitten in der Enge und Dunkelheit seiner Zelle, ohne Blumen und ohne den blauen Himmel, nach dem er sich so sehnte.

Er hatte viel sinnieren müssen über das, was ihm geschehen. Darüber war er krank geworden, und als er nach vielen Wochen den Krankensaal verließ, waren die Tage seiner Verhaftung, seine Verurteilung und die endlosen, jammervollen Wochen, die darauf folgten, wie in einen Abgrund versunken, der die Erinnerung an die ganze schreckliche Zeit mitverschlungen hatte.

Aber jetzt war Beni wieder daheim. Scheu wie ein verwundetes Tier war er zuerst herumgeschlichen, vor jedem lauten Wort erschreckend. Nach und nach war er zutraulich geworden, freundlich gegen die Hausgenossen und dankbar für jede Güte.

Wenn es anfang dunkel zu werden, ging er zu Bett; davon konnte ihn nichts abhalten. Fremden ging er aus dem Wege; kamen Leute, so versteckte er sich.

Züsi lief er nach wie ein Kind, und sie hütete und schützte ihn, wie sie es von jeher getan hatte, mit viel Mitleid und viel versteckter und wahrhafter Liebe.

Aus Hansjakobs Augen wich die Wehmut nicht mehr, wenn er seinen Sohn so herumgehen, an der Sonne sitzen und unter den Blumen hantieren sah. Er hatte das Vergangene nicht vergessen wie Beni. Die Gegenwart freute ihn nicht, und von der Zukunft hoffte der gealterte Mann nichts mehr; sie hatte keinen Wert für ihn.

Meieli ging Beni zuerst aus dem Wege. Sie hatte ihm zaghaft die Hand gegeben, als er heimgekommen war; aber Beni war ganz gleichgültig geblieben. Er wußte, daß sie verheiratet war; es hatte aber keinen Eindruck auf ihn gemacht. Der Nachmittag am Fluß war ihm in schöner Erinnerung geblieben; von Liebhaben und Verloben wußte er nicht mehr viel.

Nach einiger Zeit kam ein kleines Kind zur Welt, und das wurde Benis Glück und seine Freude. Meieli hieß es, nach seiner Mutter. Mit ihm saß er nun täglich unter der Linde, streichelte die winzigen, sich unsicher bewegenden Fingerchen und strich ihm sanft über die roten warmen Bäcklein. Oder er trug es im Garten auf und ab, zeigte ihm die Blumen, gab ihm eine ins Händchen und freute sich, wie das Fäustlein sie festhielt. Wenn es lachte, lachte er auch; seine blinzelnden, glanzlosen, blauen Augen erhellten sich, und über das vergrämte Gesicht flog ein froher Schein.

Beni erzählte dem kleinen Wesen allerlei, wenn sie so im Schatten des großen Baumes saßen und die Sonne ihre goldenen Flecken über den Wagen Meielis tanzen ließ und über sein kleines Gesichtlein. Vom großen Meieli sprach er ihm, wie es in den Fluß gefallen und er es herausgeholt, vom Lehrer, den Beni so lieb gehabt, und von seinem Freund Georg, der der



Hans Beat Wieland, Basel-München.

Krummholz.

einzig gewesen, der sich in der Fremde um ihn gekümmert. Und der ihm jetzt bald einmal schreiben werde.

Und noch viel mehr erzählte Beni dem kleinen Ding. Dann war das Meieli an der Reihe und krahnte vor Freude und erzählte auch auf seine Weise und schlug dazu mit den Armechen in der Luft herum und zappelte mit den bloßgestrampelten Beinchen und verzog das zahnlose Mündchen zum Lachen.

Und dann war das Reden wieder an Beni.

„Und am Sonntag war es am schönsten,“ flüsterte er. „Da zogen wir zusammen, ich und der Georg, hinaus zu den Rosen am See. Ganz zarte waren da, rosafarbene, weiße, die dem Schnee auf den Bergen

glichen, und dunkle, rote und Moosrosen, Wickelkindchen wie du. Und der Georg und ich saßen auf dem Hügel und schauten und waren so glücklich, weil alles so schön war. Du kannst es dir gar nicht denken, wie schön es war . . .“

Beni sah verklärt in die Ferne.

Die Leute, die vorübergingen, schauten halb schen, halb mitleidig zu ihm hinüber.

„Da sitzt der Tor, der arme Tropf!“ sagten sie.

Aber Beni nahm sein Meieli aus dem Wagen, hob es hoch in die Höhe, daß es kreischte vor Freude, und lachte dabei über das ganze Gesicht . . .

John Dunand und Louis Gallet.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit siebzehn Abbildungen.

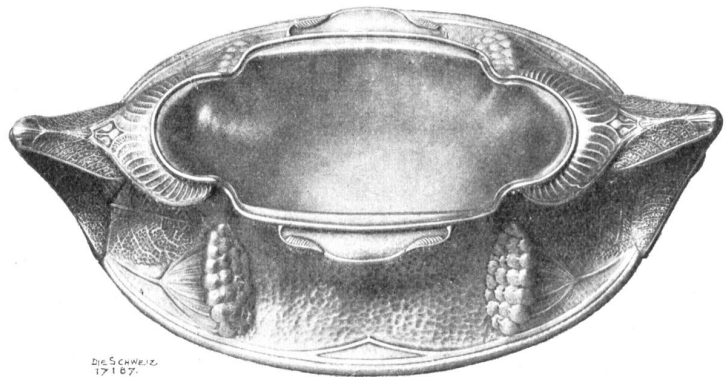
Im November 1907 stellten vier welsche Künstler im Zürcher Künstlerhaus ihre Arbeiten aus: der Maler Ernst Bieler und die Skulptoren C. A. Angst, John Dunand und Louis Gallet. Von Angst hat diese Zeitschrift ihren Lesern schon vor einigen Monaten gesprochen und Proben seines plastischen Könnens ihnen in Reproduktionen vorgelegt*). Es lag nahe, auch Dunand und Gallet hier vorzustellen, gehören doch diese drei in mancher Hinsicht zusammen, nicht nur weil Paris ihre künstlerische Heimat geworden ist, sondern auch, weil allen dreien ein wahrlich nicht alltäglicher Zug zu vielseitigem Schaffen gemeinsam ist.

Wir nannten eben Dunand und Gallet, den Genfer und den Neuenburger, Skulptoren. Gewiß sind sie das; aber sie sind es bei Leibe nicht nur. Dunand hat sich in seinen Metallarbeiten als ein ausgezeichnete Vertreter der dekorativen Kunst, des vornehmen Kunstgewerbes ausgewiesen, auf dessen Schöpfungen die Pariser Museen als auf charaktervolle selbständige Leistungen eines Artisan-artiste im besten und höchsten Sinne gegriffen haben. Und von Louis Gallet, den wir leider als Tierbildner nicht repräsentiert sehen, finden wir neben zwei so tüchtigen, fein durchempfundenen und mit schönem Verständnis für die Steinskulptur gearbeiteten Werken wie der Büste „Mütterlichkeit“ und dem Grabdenkmal mit der lebendig bewegten Frauengestalt (s. S. 194 f.) die Reproduktion eines stattlichen Wohnhauses im Jura, sowie einiger Innenansichten, einer Hall mit dem Treppenhause und der Gallerie, sowie eines Speisezimmers (s. S. 197 ff.). Also: Louis Gallet ist auch Architekt und Raumkünstler, was von einem Umfang der technischen Kenntnisse und einer Beweglichkeit der Phantasie zeugt, die unserer Bewunderung wohl wert sind. Da diese Zeitschrift bei Anlaß der Zürcher Raumkunstausstellung ihren Lesern den und jenen Raum im Bilde vorgeführt hat**), so haben die für moderne Wohnkultur sich Interessierenden jetzt hier Gelegenheit, diese Interieurs des welschen, in Paris geschulten Künstlers mit denen der Zürcher Architekten zu vergleichen. Ob der Sinn für intime Wohnlichkeit bei den Letztern nicht ein feinerer war als bei jenem? Damit soll na-

türlich gegen die Qualität der einzelnen Objekte nichts ausgesagt sein. Uebrigens weist schon die Gestaltung des Neubauern auf ein anderes architektonisches Ideal hin, als es jetzt für derlei Bauten in mehr ländlicher Umgebung bei uns sich vielfach so glücklich durchgesetzt hat.

John Dunand hat als Skulptor, wenn wir uns recht erinnern, in der Schweiz mit seiner Büste eines jungen Mädchens (S. 192) zum ersten Mal die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich gelenkt. Im vorletzten Schweizer Salon, zu Lausanne, war das Werk ausgestellt; das Museum von Lausanne ist in seinen Besitz gelangt. Die Büste atmet ein köstliches, frisches, natürliches Leben. Ein gesunder Realismus geht durch die Arbeit; aber bei allem feinen scharfen Detail bleibt doch der Formgebung alles Kleinliche erspart, und der große Zusammenhang wird trefflich gewahrt. Der Jüngling (S. 192) mit den fast klassisch strengen Zügen ist klar und ruhig gefaßt, und ein Eindruck von ungeheurer fester Kraft geht von der stark emporsteigenden Säule des Halses aus. Allerliebste dann die zierliche Bronzestatue eines Knaben, der einen Schmetterling auf seiner Hand vergnügt beobachtet (S. 193). Der natürlich bewegte Körper ist vorzüglich auf seine Formen hin durchgearbeitet und zu sprechender Lebendigkeit gebiechen. Man denkt unwillkürlich an jugendliche Quattrocento-Gestalten.

Neben diesen drei vollgültigen Talentproben des Skulptors lernen wir dann Dunand als Metallbildner im Dienste nobler, kostbarer kunstgenerblicher Objekte kennen. Worauf sich der Künstler nicht wenig zugute



Die Schweiz
1916/7

John Dunand, Genf-Paris. Saucière aus Silber, getrieben und ziseliert. In Zürcher Privatbesitz.

*) Vgl. „Die Schweiz“ XII 1908, 548 ff.

**) Vgl. „Die Schweiz“ XII 1908, 489 ff.